

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 218.

Samstag, 18. September.

1915.

(10. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

Roman von Anny von Panhuf.

(Nachdruck verboten.)

Inspektor Bäder befand sich im Zimmer der Gräfin Budenbach, da sah sein Oberkörper groß und männlich breit auf einem Stuhl, während die kurzen Dackelbeine sich vergebens bemühten, bis zum Fußboden zu reichen. Die Gräfin hatte ihn zu sprechen gewünscht, sie mußte sich noch mal eingehend erkundigen, wie Hans in die Landwirtschaft sich einarbeitete.

„Ganz ausgezeichnet“, war die Antwort gewesen. Und nachdenklich sagte Inspektor Bäder: „Wissen Sie, Frau Gräfin, ich hätte dem Herrn Grafen soviel Eifer und Fleiß gar nicht zutraut. Wir haben doch im Laufe der Jahre schon viele Volontäre auf Budenbach gehabt, aber so bei der Sache, wie der Herr Graf, war noch keiner. Erst hielt ich's für Übereifer und Strohfeuer, doch jetzt glaube ich an das ernste Streben des Herrn Grafen. Und dabei vernachlässigt er auch seine Rennpferde nicht. Heute in aller Herrgottsfrühe plagte er sich schon damit ab, „Gegenkind“ über den Wassergraben und die Steinmauer zu bringen.“

„Nun, und gelang es ihm?“ fragte die Gräfin.

„Solange ich zusah, nicht, doch er wird's sicher erzwungen haben, eher steigt er doch nicht ab“, antwortete Bäder, „es ist eine Kunst, mit dem nervösen, bödigen Tier umzugehen.“

„Ich wünschte, er verkaufte „Gegenkind“ wieder“, meinte die Gräfin, „das Pferd hat so etwas Bössartiges. Ich hat ihn schon mehrmals darum, doch lachte er mich aus und nannte mich überängstlich.“

„O, Frau Gräfin brauchen sich wirklich nicht zu sorgen. Gefährlich ist „Gegenkind“ nicht“, sagte der Inspektor. Daß auch er bereits seinen jungen Herrn gebeten, das Pferd zu verkaufen, mußte er verschweigen, wozu die Angst der Mutter noch vergrößern. „Gegenkind“ war total verritten und halbstarrig. Auch Inspektor Bäder fürchtete, das Tier könnte seinem Besitzer gefährlich werden.

„Nein, wirklich, Frau Gräfin brauchen sich keine Gedanken zu machen“, beruhigte er, im stillen aber nahm er sich vor, alles anzubieten, um den Grafen zum Verkauf der Stute zu bewegen. Doch erhoffte er nicht viel. Der junge Graf konnte genau so eigensinnig sein wie „Gegenkind“.

„Jedenfalls ist es mir angenehm, zu hören, daß mein Sohn seine Gutstätigkeit ernst nimmt, um so mehr, da er doch bald wieder ausziehen muß. Ende Oktober ist ja schon die Hochzeit, und das junge Paar beabsichtigt, nach Ägypten zu reisen.“

„So so“, sagte der Inspektor. Und wenn er auch nicht wagte, mit der Gräfin direkt darüber zu sprechen, so wußte er, wenn die Gräfin, auch bezwungen von der Schönheit der Schauspielerin, ihrem Sohne kein Hindernis in den Weg legte, diese Heirat war nicht ganz nach ihrem Geschmack. Die schmale Komtesse Sorhagen, die mit Pferden gleich einem alten Kavalleristen umzugehen verstand, wäre ihr lieber gewesen. Und ihm, offen gesagt, auch. Doch er hatte natürlich darüber keine Meinung zu äußern. Der leidenschaftliche Sports-

mann Hans Budenbach brauchte eine Frau, die auch etwas von der Sache verstand, nicht so ein überzartes Nervenbündel, das erschreckt aufschrie, wenn ihr ein Pferd zu nahe kam.

Und das hatte die Schauspielerin getan. An dem Tage, da der junge Graf sie seiner Mutter brachte. Berse und schöne Hoden mochte ja das seidenraschelnde Geschöpfchen sprechen können und einem das Herz im Leibe damit zu rühren verstehen, aber von Pferden hatte sie keine Ahnung, dachte geringschätzend der Inspektor.

Das dachte auch oft Hans Budenbach. Nicht gerade geringschätzend, aber Magdas kindliche Furcht vor Pferden und Hunden, über die er anfangs lächelte, ärgerte ihn jetzt zuweilen und oft trat dann Friedel Sorhagen vor sein geistiges Auge. Er erinnerte sich der wilden Ritte, die sie durch Frankfurts Wald gemacht. Und bei der Fuchsjagd waren Friedel und er immer die ersten gewesen. Er dachte oft mehr an den „Frosch“, als er es eigentlich durfte, war er doch der Verlobte der reizenden Magda Bergen. Mit welchem Feuereifer hatte Friedel an allem Anteil genommen, was ihn als Rennreiter anging.

Magda kümmerte sich wenig darum, sie fand es schick, damit erschöpfte sich ihr Wissen vom Rennsport. Mehrmals versuchte Hans ihre Aufmerksamkeit dafür zu wecken, doch bald sah er ein, es war verlorene Liebessmüh. Das Wichtigste beim Rennen schienen ihr die vielen Menschen. Papa Bergen zeigte allerdings mehr Wissensdurst, aber die Hauptsache für ihn war es, gute Tips zu erfahren, doch hatte er ein Geschick, was er in Erfahrung gebracht, falsch anzuwenden und nach wie vor verlor er bei jedem Rennen seine gewohnten zehn Mark.

Ah, die Familie Bergen gefiel ihm überhaupt wenig. Ohne die Zugabe von Eltern und Schwester hätte Magda entschieden gewonnen. Gott, es waren brave, anständige Menschen, aber bei Papa Bergen brach gar zu oft noch der einstige Portier durch; das störte Hans sehr und in letzter Zeit hatte er Magda wenig besucht. Anfangs fiel ihm manches nicht so auf, er sah alles durch eine rosenfarbene Brille, aber bereits die kühlen Glückswünsche der Kameraden träufelten die ersten bitteren Tropfen in den Freudenbecher seines Glückes.

Ob er nicht vielleicht übereilt gehandelt hatte? Doch wenn Magdas weiches, süßes Gesicht zu ihm aufsaß, schwanden solche Gedanken. Wenn ich erst immer mit ihr zusammen bin, werden wir sehr glücklich sein, tröstete sich Hans, die Familie Bergen werde ich mir schon vom Hals zu halten verstehen.

Mehrere Monate war er auf keiner Bahn mehr geritten. Für die Herbstrennen in Frankfurt aber hatte er sich gemeldet. „Gegenkind“ sollte ihm da den Sieg verschaffen, und deshalb fanden ihn die ersten Sonnenstrahlen schon bei der Morgenarbeit.

Zuweilen ärgerte er sich tüchtig über „Gegenkind“, es war nicht leicht, dem Tier die Unarten abzugewöhnen,

die es unter einem schlechten Reiter angenommen hatte. Vor dem Wassergraben und der Steinmauer schaute die Stute immer und es bedurfte der ganzen Energie des Grafen, sie hinüberzubringen, aber er würde schon mit ihr fertig werden, bis zum Oktober mußte sie in Form sein.

Gans lag rauchend auf der Chaiselongue seines Zimmers, das mit der dunkelroten Tapete, von der sich die schmalgerahmten Kupferstiche scharf abhoben, sehr gemüthlich und ruhig wirkte. Moderne Mahagonimöbel füllten den Raum und hinter den Scheiben eines hohen Glaszindes leuchteten silberne Rennpreise. Auch auf Schreibtischauflage und Konsole, an jedem silbernen Teller und Humpen, an jedem Becher und jeder Schüssel und an dem schweren getriebenen Schreibzeug hing eine Erinnerung an Augenblicke höchster körperlicher Anspannung auf schweißbedecktem Pferde Rücken, an tolles, wildes Dahinjagen, nur das Ziel im Auge, und an Augenblicke höchster Freude, wenn der Sieg errungen und glückwünschende Hände sich dem Sieger entgegenstreckten.

Als er Magda bei ihrem letzten Besuch auf Budenbach seine Rennpreise gezeigt, da hatte sie allerdings ein staunendes „W“ hören lassen, doch weiter nichts. Friedel dagegen, die wußte genau, auf welcher Bahn und auf welchem Rennen er sich jedes Stück geholt. Von seinem ersten Rennen an hatte sie jeden seiner Siege im Gedächtnis, lange vorher, ehe er überhaupt daran gedacht, daß aus der Kameradschaft eine Verlobung wurde. Schade, daß diese törichte Verlobung überhaupt dazwischen gekommen, die schöne Jugendfreundschaft ging leider dabei in Scherben. Aus diesem „famosen Kerl“ wurde ein „Frosch“. Wirklich, ewig schade, die alberne Verlobungsgeschichte zerstörte alles.

„Der Kamerad ist futsch, ist zu allen Teufeln!“ fluchte er laut und sprang auf. Er stellte fest, daß ihm ganz flau geworden von dem Nachdenken, mit einem ordentlichen Kognak mußte er seinen inneren Menschen wieder in Ordnung bringen. Er warf einen Blick auf seine Uhr. Natürlich Frühstückszeit, da wollte er schleunigst nach oben gehen, die Mutter wartete wohl schon. Doch erst den Kognak! Er schloß ein kleines Schränkchen auf und entnahm ihm Flasche und Glas. Er goß ein und stürzte hastig die goldschimmernde Flüssigkeit hinunter. Oh, das tat gut. Gleich noch einen. Mit dem gefüllten Gläschen trat er vor die Staffelei, die im vorgebauten Erker seines Zimmers stand. Ein großes Bild lehnte auf der Staffelei. Magda Bergens Photographie. Kalt prüfenden Auges sah Gans Budenbach auf die reizenden, süßen Blüge und langsam veränderten sich seine kühlen Mienen, die großen Mädchenaugen lockten und schmeichelten, der kleine Mund, unter dessen Lippen winzige Zähnen hervorblitzten, lächelte belächelnd. Gans Budenbach hob das Gläschen gegen das Bild: „Prosit, mein Lieb!“ Die bezauberndste, schönste Frau war doch Magda Bergen und die wurde sein, in wenigen kurzen Wochen.

Er war beneidenswert.

Ein Liedchen pfeifend, wusch er sich schnell im Nebenzimmer die Hände, blüffte über den gradgezogenen Scheitel und ging zum Frühstück. Bei der Mutter traf er den Inspektor, der stand bei seinem Eintritt auf und die Tadelbeine fanden endlich den festen Halt, nach dem sie beim Sitzen vergeblich suchten.

„Wollen Sie mit uns frühstücken, Herr Inspektor?“ fragte die Gräfin freundlich.

Lüder wies auf seine Rodenjoppe: „Frau Gräfin sind sehr liebenswürdig, aber das geht wohl nicht gut.“

Gans lachte: „Ach, Lüder, machen Sie keinen Kram wie eine eitle Dame, ich habe mir den Zivilsalonhelden, den ich hier in der ersten Zeit zu jeder Mahlzeit in Szene gesetzt, auch längst abgewöhnt.“

„Na, wenn Sie meinen, Herr Graf“, eigentlich wandte er sich aber gegen die Gräfin. Die Dame in dem grauen Alpaka Kleid mit dem schneeigen Spitzenkragen nickte ihm zu. „Nur nicht genießen, lieber Lüder, wir kennen uns doch schon lange genug.“

Nebenan klapperten die Teller und ein appetitlicher Duft von Rührei mit Schinken zog durch die halbgeöffnete Tür, auf deren Schwelle oben das Mädchen erschien und meldete, es sei angerichtet.

Rührei mit Schinken! Nein, da konnte Lüder nicht widerstehen. Darüber vergaß er seine Rodenjoppe, und der junge Graf trug außerdem eine ähnliche Joppe, das fiel ihm aber bedeutend später auf, erst als er abends in seiner einsamen frauenlosen Inspektorenwohnung über die Rechnungsbücher gebeugt saß, dachte er zufällig an Graf Budenbachs Joppe.

Gans blieb heute noch längere Zeit bei seiner Mutter sitzen. Es gab doch noch so vieles im Haushalt umzuändern, ehe die junge Frau einzog. Gans wünschte alles recht hübsch und kosig, und die Mutter sollte alles einrichten, während das junge Paar die Hochzeitsreise absolvierte. „Das Damenzimmer denke ich mir in seegrüner Seide mit Altgold“, malte Gans laut aus, „seegrün kleidet Magda so reizend. Und Magdas Salon vielleicht in weißem Samt.“ (Fortsetzung folgt.)



Vielgestaltig ist des Menschen Leid.
Mit einem neuen Fittig stürmt das Weh heran.
Sophokles.

Herbsttage im Elsaß.

Aus Straßburg i. E. wird uns geschrieben: Der Herbst hat es in diesem September im Elsaß gar eilig gehabt. Aus dem Spätsommer ist bald ein rauher Herbst geworden. Ein kalter Wind reißt den Kastanienbäumen an den alten Stämmen die noch grünen Blätter vom Leib. Die Waschweiber sitzen fröstelnd auf den „Holzprütchen“ über den langsam fließenden Kanälen, und in den Wohnungen werden die Läden aufgerissen; denn die Herrschaften, die auf mehrere Wochen der Festungsstadt den Rücken kehren wollten, sind mit froststiefen Gliedern aus ihren Vergnügen zurückgekommen. Das Straßenbild ist wieder farbig und lebendig geworden. Die Feldgrauen mit den eisernen Kreuzen gehören längst dazu. Zwischen ihnen drängen sich die Bürger. Die Kinos werden wieder eifrig besucht. Das Sommertheater, das durch ein langes Kriegsjahr als Lazarett gedient hat, dürfte wieder seine Pforten einer Kölner Schauspieltruppe öffnen, damit Soldaten und Bürger sich in der schweren Zeit an deutschem Humor und wohlthuender Heiterkeit ergötzen können.

Auf dem Lande ist es in diesem Herbst auffallend still und trübe. Der Mangel an männlichen Arbeitskräften macht sich viel mehr als in der Stadt fühlbar. So manche Blüten träume, die das Frühjahr gebracht, zerstörte der regnerische kühle Sommer. Was der August nicht löst, kann der September nicht braten, heißt eine alte Wingerregel. Und an Wärme hat es der August in diesem Jahr entschieden fehlen lassen, so daß in vielen elsässischen Weingegenden nur mit einem „Drittelherbst“, also einer sehr mäßigen Ernte gerechnet werden kann. Auch die Edelkastanie, die zum guten Elsäßer Wein gehört, wird wohl unerreichbar bleiben. In den Vogesenbergen, an dessen Rändern sie wuchs, donnern die Kanonen und plagen die Granaten, und so werden in diesem Kriegsjahr die heißen, gebratenen Kastanien, die landesübliche Zugabe zum neuen Wein, ausbleiben müssen.

Wie die Winger, so haben die Hopfenbauer ihre Sorgen. Hopfen ist Welt handelsware, deren Preis der Weltmarkt festsetzt, und der größte Gewinn wird durch die Ausfuhr nach Belgien, Frankreich und England erzielt. So mußte durch den Krieg der elsässische Hopfenbau schwer getroffen werden. Die Preise wurden durch mangelnden Absatz auf einen solchen Tiefstand gedrückt, daß die Pflanzler kaum die Selbstkosten herauskriegen. So wurden sie in diesem Jahre im Anpflanzen vorsichtig, und in diesem Herbst ist das fröhliche Hopfenzupfen, auf das sich die Elsäßer Mädchen Wochen im voraus freuen, ein selteneres Bild geworden.

Da haben es die Tabakbauern besser. Ihnen hat der Wettergott gelächelt. Weder Hagel noch Ungeziefer, und just zur rechten Zeit ein befruchtender Regen! Eine Vollernte steht in Aussicht, die unseren tapferen Kriegern draußen im Felde in Form von Tausenden von Liebesgaben zugute kommen und die den Bauern wiederum viel Geld einbringen wird.

Gedenkt man dabei noch der guten Getreideernte, so braucht man auch auf dem Lande im Elsaß in diesem Herbst nicht mit Sorge in das neue Kriegsjahr zu blicken. Die Schädigung in einzelnen Zweigen wird aufgewogen durch andere gesteigerte Erwerbsmöglichkeiten.

Und dann heißt es auch hier: durchhalten und an Mut und Vertrauen nicht den Soldaten nachstehen, die ihr Leben opfern zum Schutz der friedlichen Arbeit daheim im Elsaß.

H. S.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine Sprengung im Argonnerwalde. Wie rege der Unternehmungsgeist unserer waderen Feldgrauen trotz des langen Stellungskrieges geblieben ist, zeigt die nachstehende kühne Tat des Unteroffiziers Georg Frid von den württembergischen Truppen. Von einer Sappenspiße aus hatte er festgestellt, daß nach Einbruch der Dunkelheit von einer vor der französischen Stellung befindlichen starken Buche die ganze Nacht hindurch Gewehrschüsse abgegeben und Handgranaten gegen die Sappe seiner Kompanie geworfen wurden. Frid entschloß sich, die feindliche Stellung zu erkunden. Zweimal, auf allen Vieren nach der fraglichen Stelle kriechend, gelang es ihm zuletzt, bis auf 7 Meter an den französischen Graben heranzukommen; dabei mußte er jedesmal durch das eigene und das überaus starke französische Stacheldrahthindernis hindurchkriechen. An der Buche entdeckte er ein kleines Erloch, durch welches ein unterirdischer Gang nach dem feindlichen Graben führte. Jeden Abend bezog also der französische Gortposten seine Stellung, tagsüber war das Loch leer. Frid kroch nachmittags, mit einer Mine und 2 Handgranaten bewaffnet, nach dem Postenloch, grub neben demselben eine Öffnung, legte vorerst die beiden Handgranaten, dann die Mine hinein und füllte, nachdem er noch vorher zwei Telephonbrüche mit Sprengkapseln daran befestigt hatte, die Höhlung wieder aus, aber so, daß nichts zu bemerken war. Freudestrahlend lehrte er in den eigenen Graben zurück. Gegen 10 Uhr abends, als der französische Gortposten kaum seine Stellung bezogen hatte, sprengte der unternehmende Unteroffizier den Doppelposten in die Luft. Frid, der aus Zell, Oberamt Ehlingen, gebürtig ist, wurde für seine mutige Tat das Eisene Kreuz verliehen.

Die Kriegsblinden und wir. Der Krieg stellt durch die Opfer, die ihm von der Allgemeinheit gebracht werden müssen, auch die höchsten Anforderungen an den Ausbau und die vervollständigung der öffentlichen Fürsorge. Und am dringendsten erscheint wohl die schwierige Pflicht ausreichender Sorge und Hilfsbereitschaft für jene, die im Felde das Augenlicht verloren haben. Aber die nur mit feinstem Gefühl und Verständnis zu lösenden Fragen dieses menschlichsten Gebotes äußert sich Ernst Haun im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“. Der Umstand, daß der Verfasser selbst erblindet ist und daher aus persönlichen Erfahrungen unser Verhältnis zu den Kriegsblinden bespricht, verleiht seinen Ausführungen besonderes Interesse: „Immer und überall hat die Öffentlichkeit warme Anteilnahme, herzliche Hilfsbereitschaft für die Blinden gezeigt. In weit gesteigertem Maße geschieht dies nun jetzt unsern erblindeten Kriegern gegenüber. Ein großer, edler Wille zu helfen zeigt sich, ein großer, edler Wille, der den abelt und ehrt, der ihn betätigt, der denen reichen Segen bringen wird, denen er gibt. Doch der Wille zu helfen genügt noch nicht allein; zu diesem Willen muß noch die Erfahrung im Helfen treten, wenn die Hilfe die rechte, die ersuchte, die erlösende sein soll. Die furchtbare Schwere des Erblindens“, schreibt Haun, „liegt nicht, wie fälschlich noch immer angenommen wird, in diesem Erblinden, also im Nichtsehen selbst, sondern sie liegt in den Auswirkungen dieses Erblindens: unfrei, unselbständig zu werden. Dem Erblindeten wahrhaft helfen, heißt ihn wieder zu einem gesellschaftlich nützlichen und darum existenzberechtigten, damit aber frohen, zufriedenen, glücklichen Menschen machen, das bedeutet: ihn frei, ihn selbständig zu machen. Unfrei, unselbständig ist der Erblindete in all und jedem, in den Kleinigkeiten des täglichen Geschehens um ihn her wie in den Berufsfragen.“ Aber die Möglichkeiten, dem des Augenlichts Beraubten ein ausreichendes Maß persönlicher Freiheit zurückzugeben, und über die

wichtige Rolle, die der Gehörsinn hierbei zu übernehmen hat, sagt Haun: „Vor allem muß der Erblindete möglichst die Bewegungsfreiheit wiedererlangen. Das geschieht durch methodische Übungen. Der mangelnde Gesichtssinn muß hierbei durch den Fernsinn ersetzt werden, der im wesentlichen intensive Betätigung des Gehörsinnes ist. Dieser Fernsinn schlummert in jedem Menschen, er muß aber erst geweckt und geschult werden. Etwa in ähnlicher Weise: man lasse den Erblindeten einen absolut geräuschfreien, langen Korridor entlang gehen. Er muß mit allen seinen Sinnen scharf beobachten. Alle Geräusche, vor allem die seiner Tritte, erzeugen einen ganz gewissen charakteristischen Widerhall an den Wänden. Diese Hallerscheinungen werden ihm nach öfterem Gehen des Korridors sehr bald wohlbekannt und typisch sein. Er wird diesen Korridor an ihnen immer wieder erkennen. Er „sieht“ gewissermaßen den Korridor, d. h. seine Wände, durch das Ohr, oder, wie der Blinde sagt, er „hört“ die Wände stehen. Das ist der Fernsinn. Im Verkehr mit Erblindeten sollte man immer Nachstehendes beachten, um ihnen gesteigerte Sicherheit und Bewegungsfreiheit zu geben. Tritt ein Erblindeter in ein Zimmer, das ihm unbekannt ist, so mache man ihm sogleich den Grundriß des Zimmers und seiner Möbel klar. Er wird dann alle Gegenstände um sich her im Geiste sehen, und das erhöht seine Bewegungsfreiheit. Man stelle sich ihm nicht nur durch die übliche kurze Namensnennung vor, sondern füge noch einige nähere Angaben hinzu, die ihm etwa das sagen, was der Sehende auf den ersten Blick sieht, was aber dem Blinden unklar bleibt. Man beschreibe ihm recht oft alles, was um ihn her vorgeht. Auf der Straße, im Straßenbahnwagen, usw. wird er stets gern Hilfe, Führung annehmen. Man übt auf diese Weise eine leicht zu betätigende Blindenhilfe, die wenig Zeit, Mühe oder Kosten erfordert, dem Blinden aber von allergrößter Wichtigkeit ist.“ Das Schreiben fällt dem Späterblindeten, nach den Erfahrungen des Verfassers, nicht besonders schwer. „Der Erblindete schreibt die gewohnten Schriftzeichen wie früher, nur bedient er sich dazu des Bleistiftes und eines eigens konstruierten, einfachen Hilfsapparates, der lediglich nur das Zueinanderschreiben der Zeilen verhindern soll. Diese Hilfsapparate erhält er durch die Blindenanstalt. Einfacher und daher vielleicht zweckmäßiger ist es, wenn er das zu beschreibende Papier knickt wie einen Fächer in scharfe, geradlinig verlaufende Brüche und dann zwischen diesen scharfen Brüchen mit dem Bleistift schreibt. Diese Art zu schreiben sollten alle Kriegsblinden erlernen, zumindest versuchen. Das Abtasten der Zeit von der Blindentafeluhr ist für alle Erblindeten leicht. Diese Uhr unterscheidet sich von den gewöhnlichen nur durch das Zifferblatt, das erhöhte Zahlen hat. Sie sind nicht teurer als andere Uhren und werden von allen größeren Uhrgeschäften besorgt. Als Geschenk für Kriegserblindete werden sie sicherlich stets willkommen sein.“ Die Existenzfrage der Kriegserblindeten bezeichnet der Verfasser als bereits gelöst. „Die staatliche Rente gestattet den erblindeten Kriegern, ein zwar bescheidenes aber doch sorgenfreies Leben zu führen. Somit handelt es sich nur noch um das Verdienen eines Zuschusses und um nützliche Beschäftigung. Nicht nur die üblichen Blindenberufe sollen von den Kriegserblindeten ergriffen werden. Neigung, Talent und — dies vor allem — Vorkenntnisse aus der Lichtzeit müssen für die Berufswahl entscheidend sein. Und hierin ist vieles möglich. So kenne ich z. B. in der Nähe von Nürnberg einen staatlich angestellten Pfarrer, in Hamburg einen staatlich angestellten Sprachlehrer, die beide, in ihrer Studienzeit erblindet, durch das Entgegenkommen ihrer vorgesetzten Behörden Amt und Würden erlangten und nun als Erblindete zu größter allgemeiner Befriedigung ausüben. Ein Späterblindeter kann immer noch in mancherlei Berufen erfolgreich tätig sein, es soll aber ausdrücklich festgestellt werden, daß er dabei, wie fast in allem andern, meist gewisser Hilfe, gewisser Handreichungen usw. seitens einer zuverlässigen Person bedarf. Und hier ist die deutsche Frau am rechten Orte.“

Liverpool zur Kriegszeit. Eine interessante Schilderung einer Reise nach Liverpool, dem Zentrum der englischen Industrie und Handelsmobilisation, gibt der Verichterhalter des „Gaulois“ in seinem Blatte wieder: „Ich verließ Dieppe, den einzigen Ausgangshafen zur Kriegszeit, um Liverpool zu erreichen. Man muß ein wenig über See fahren, um ein Bild der durch den Krieg geschaffenen Bedrohungen für den Biologen zu gewinnen. Eine lange Seefahrt zur Friedenszeit ist weniger farbig und eindrucksvoll als eine kurze Fahrt über

den Kanal in unseren Tagen. In den französischen Territorialgewässern versehen unsere eigenen Torpedoboote den Wachdienst. In der Mitte des Kanals jedoch wird man englischer Kriegsschiffe ansichtig. Bald erblickt ein Passagier: „Mein Gott, dort, dort!“ . . . Alles blickt in der angegebenen Richtung auf die Wasserfläche. Ein Holzstück treibt auf den Wellen. Man lacht. Der ängstliche Passagier murmelt: „Ich dachte, es wäre ein Periskop!“ . . . Und jeder sagt sich innerlich: „Wahrhaftig, warum sollte es nicht der Fall sein können?“ . . . Die neutralen Schiffe fahren alle mit Voll dampf. Weithin sichtbar tragen sie die Streifen ihrer Nationalfarben. Am häufigsten sind die Norweger; sie haben auf alle Bordwände riesengroße Buchstaben gemalt: Norwegen. Die englischen Dampfer hingegen tragen oft lächerlich winzige Flaggen, die im Lichtschimmer von Himmel und Meer zu verschwinden suchen. In weiter Ferne leuchtet das riesenhafte rote Kreuz eines Lazarettschiffes. Am Ende all dieser Bilder und Abenteuer liegt Liverpool, dessen geheimnisvollen Dunstkreis man nur nach vielseitigen Prüfungen zu erreichen vermag. Nach der Ausschiffung besteige ich die elektrische Hochbahn, die, an viele Kilometer langen Drähten hängend, über die ganze Ausdehnung des Hafens führt. Dünner Regen fällt. Es ist der Regen, den man stets in Liverpool antrifft, und er macht die Atmosphäre dieses finsternen Reiches von Industrie und Gewerbe noch phantastischer. Überall in der Tiefe erblickt man Speicher und Lagerhäuser mit glänzenden Eisenerdächern. Buchten, Wasserläufe, Kanäle aller Art, von Docksanlagen umgrenzt. Aus allen Vierteln des Hafens steigt dicker, schwerer, schwarzer Rauch auf und breitet sich aus zu einem seltsamen künstlichen Himmel, der den Ausblick nach dem wirklichen Himmelsgewölbe verdeckt. Immer weiter fährt die Schwebebahn über den Hafenanlagen dahin. Nun kommen die Zufahrtsstraßen zwischen den Docks, auf denen Automobile rollen. Elektrizitätswerke, Glasbauten reden sich empor. Hinter beschlagenen Fensterscheiben und Gucklöchern werden die ruh- und überbedeckten Köpfe der Mechaniker sichtbar, die die Krane und anderen Geböhrdungen zum Verladen und Ausladen zu bedienen haben. Gigantisch sind diese Bilder der materiellen Mobilisierung, des materiellen Kampfes; düstere, endlose Bilder, auf deren Grund weiß-, schwarz- und gelbgekleidete Männer, abenteuerlich geformte Maschinen in Tätigkeit sich wie ein Gewürm zu bewegen scheinen. Früher, im Frieden, waren alle Herren, alle Diener dieses Arbeiterreiches auf ihren Posten. Es war eine selbstverständliche, täglich wiederholte Harmonie. Alles schien sich ohne Kraftaufwand abzurollen, wie im Spiel taten Menschen und Maschinen ihr Werk. Heute aber ist ein großer Teil dieses Kräftestromes verschwunden! Männer, Tiere, Motore — alles ist verringert, nicht ganz ausreichend. Es ist das Bild des gewaltigen Hafens im Kampfe gegen die durch den Krieg dräuende Paralyse. Bedrängt, blutleer, von tausenderlei Anforderungen geschwächt ist Liverpool . . . Auf der Endstation der Schwebebahn hat man von der Plattform noch einmal den vollen Ausblick über das Ganze. Der Rauch wirbelt empor, und durch seine Schwaden tönt das Heulen verstreuter Sirenen. Rauch, Rauch — wo ist der ewige, der wahre Himmel? . . . In den Straßen von Liverpool erblicke ich zum ersten Mal auf meiner langen Reise durch England eine neue Art von Werbeplakaten. Es ist wahrhaftig eine wünschenswerte Erleichterung, nach der unvorstellbaren Menge der überall zu Tausenden erblickten gleichartigen Plakate, derselben Bilder, Farben und Ausrufe, etwas Neues zu sehen. Die Plakate in Liverpool stehen im Werbedienst der Munitionserzeugung. Lloyd George macht hier dem Kriegsministerium Konkurrenz. Die neuen Werbeplakate zeigen zwischen einem Tommy und einem Matrosen einen breit gemalten Arbeiter — den neu angeworbenen Soldaten. Er ist ein wenig zu glatt, fast elegant gekleidet und schwingt einen symbolischen Hammer in der Faust. Die Gestalt erinnert ein wenig an einen Sportsmann und der Hammer an einen Goltstod oder Krodethschläger. Es ist ein Gentleman, der tadellos rasiert und gekämmt ist. Das Bild entspricht dem Ideal der englischen Rasse. Unter dem Bild steht in fetten Buchstaben: „Britten Schulter an Schulter! Engländer Schulter an Schulter! Wenn Ihr nicht in der Feuerlinie zu stehen vermögt, so stellt Euch in die Munitionslinie. Geschickte Arbeiter, Eure Kameraden an der Front brauchen Euch!“ Wohlgenährtes und mageres, abgezehrtes Volk steht um die Plakate herum. Die Feisten machen

Scherze, die Mageren sind ernst. Ich stelle fest, daß die Abgezehrten zahlreicher dem Aufruf zu folgen bestrebt sind als die Wohlgenährten.

D'Annunzio als „Kriegsberichterstatter“. D'Annunzio, der mit weithin schallenden Worten verkündet hatte, daß er sich eilends als Leutnant ins dichteste Feuer des Kampfes stürzen wolle, hat sich nunmehr als sog. „Kriegsberichterstatter“ etabliert. „Daily Telegraph“ veröffentlicht die ersten mit großem Pomp angekündigten Schilderungen: „Ich habe das Zentrum Italiens durchkreist, vom Tyrrhenischen bis zum Adriatischen Meere, von Latium bis zum Land der Venetier. Ich habe alle jene Gebiete durchstreift, die vor sechs Monaten durch den finsternen unterirdischen Dämon des Erdbebens erschüttert worden waren. Und nun bin ich in dem Gebiet, das auf Schritt und Tritt die große Geschichte des großen Italien verkündet: In einer vom Alter langsam abbröckelnden Kirche hinter der Front wohnte ich einer Messe bei, die auch viele neueingezogene Rekruten, die in den Kampf ziehen werden, zu Mitbekern hatte. Alle Sitze des Kirchen Schiffes waren von Soldaten besetzt. Da die Zahl der Soldaten zu groß war, als daß der Raum des Kirchenbaues sie alle hätte aufnehmen können, bildeten sie eine dichtgedrängte Menge Warzhauptiger vor dem Tore unter dem Schatten einer hundertjährigen Eiche . . . Doch weiter ging meine Reise zur Front — der Adria entgegen.“ Daß die Front und die kriegerische Adria, in deren Gebiet der Dichter nach seinen Worten so kühn eingedrungen ist, sich — auf das bequeme Hotel Danielli in Venedig beschränkt, verschweigt d'Annunzio mit keuscher Bescheidenheit. Er setzt seinen „Kriegsbericht“ mit hochtrabenden und wortreichen Vergleichen der Italiener mit den heldenmütigen alten Galliern und Etruskern fort und schließt in der stillen Beschaulichkeit seines weit hinter der Front gelegenen eleganten Hotelzimmers mit dem „feurigen“ Ausruf: „Das ist Italien, das den Göttern heilig ist!“ Ebenso heilig wahrscheinlich wie d'Annunzios heiliger Egoismus . . .

Der anspruchsvolle Tommy. Die englischen Militärbehörden haben die Kontrakte mit den neu eintretenden Mannschaften möglichst verlockend gestalten müssen, um auch nur annähernd die gewünschten Mengen von Vaterlandsverteidigern einstellen zu können. Ganz besonders sind die Bedingungen der Verpflegung durch Marmelade und andere Nahrungsmittel „versüßt“ worden. Mit welcher Hartnäckigkeit der englische „Tommy“ im Felde auf allen Punkten seines Vertrages besteht und welche Schwierigkeiten der Heeresleitung dadurch erwachsen, vermag man aus einer Schilderung des bekannten französischen Schriftstellers Maurice Barrès, der kürzlich die englische Front bereiste, zu erhellen: „Es ist Tatsache, daß der englische Soldat nur marschiert, wenn er gut verpflegt wird. Das heißt, wenn man die Sitten, Gewohnheiten und Eigenheiten der Leute in hinreichendem Maße berücksichtigt. Die Offiziere müssen diesen Bedingungen entsprechen, auch wenn es ihnen oft unbequem und hinderlich erscheint. Ich war zugegen, als ein General bei einer Inspektion mit einem Verpflegungsbeamten ins Gespräch kam. „Was sagen die Leute?“ fragte der Heerführer. „Sie wollen weniger Fleisch und mehr Gemüse.“ „Gut, was noch?“ „Sie beklagen sich darüber, daß sie täglich dieselbe Marmelade erhalten.“ Und der General antwortete: „Man soll darauf achten, daß die Marmelade öfter gewechselt wird.“ Die Franzosen, die diesem Gespräch beiwohnten, konnten nur mit Mühe ihr ein wenig verärgertes Staunen verbergen. „Wie“, sagten sie, „jeder englische Soldat erhält täglich Marmelade, und sie beklagen sich darüber, daß es so oft hintereinander Erdbeermarmelade ist? Und Sie ordnen an, daß man mit Pflaumen und Kirschen abwechseln soll?“ Darauf erwiderte der Engländer: „Wir müssen den Bedingungen entsprechen, unter denen die Leute angeworben wurden. Sonst würden wir großen Schaden haben.“ Eine andere Geschichte: In einem großen Depot weigerten sich sechs Engländer, sich der Typhusimpfung zu unterziehen. Da ließ der Kommandant des Depots sie in einem besonderen Raume festhalten, um eine Gefährdung der anderen Soldaten zu verhüten. Aber bald kamen Beschwerdebriefe, in denen betont wurde, daß der Impfungswang in den Dienstverträgen nicht erwähnt ist. Und die Maßregel des Kommandanten mußte wieder aufgehoben werden. Die englischen Befehlshaber müssen sich — oft zu ihrem Verdruss — ganz genau an die Werbeverträge halten. Andernfalls würde die Quelle der Rekrutierung sofort versiegen.“